Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 22 (1918)

Buchbesprechung: Zürcher Roman "Bernhard Hirzel" [Adolf Frey]

Autor: Fierz, Anna

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Betrachten wir die Sache von höherer Warte," sprach mit Würde die Pappel, „so ist sie trivial: diese gelben Produkte dienen nur kulinarischen Bedürfnissen von Sperlingen und Menschen!"

Wertbewußtsein.

„Was willst du nach der Sonne streben!" Also rief die Kerze der Mücke zu. „An ihr kannst du dir ja nicht einmal die Flügel verbrennen!"

Opfer der Konfession.

„Da naht sich die Gottheit," rief entzückt der Wurm, als ein Kalb des Weges trampelte; „schon die alten Juden haben diese angebetet!" Und er wälzte sich durch den Staub seiner Gottheit unter die Füße...

Zwei Liebeslieder

1.

Wir schreiten durch den weißen Schnee.
Kein Mensch ist nah. Nur ich und du.
Und nichts geschieht, als ab und zu,
Daß ich dir in die Augen seh.

In selbstverlorner Schweigsamkeit
Liegt rings die Welt und träumt und lauscht.
Nur in den schwarzen Tannen rauscht
Der Wind von Zeit zu Zeit.

Gemach, nicht vor und nicht zurück,
Tickt unsrer Seelen leise Uhr.
Im Werke läutet manchmal nur
Verträumt das Glöcklein Glück.

2.

Nun gilt es wieder scheiden.
Es fiel ein neuer Schnee.
Er fiel ins Glück uns beiden.
Ade, mein Kind, ade!

Es plustern sich zwei Krähen
Am Haus im Kahlbaum dort.
Ich hör ein Krächzen gehen —
Und morgen ziehst du fort.

Mir steht ein Glas im Schranke,
Gar kunstvoll ist's gemacht,
Dient nie mehr einem Tranke;
Es sprang in dieser Nacht.

Bald streu ich seine Scherben
Hinaus in all den Schnee —
Ich liebe dich zum Sterben.
Ade, mein Kind, ade!

Ernst Zahn.

Adolf Freys Zürcher Roman „Bernhard Hirzel"*).

Das Zeitbild, das dieser Roman Freys entwirft, ist imponierend reich und geschlossen, mächtig grundiert, monumental aufgebaut und in der weitverzweigten Fülle und Bewegung seines Urbildes bezwungen. Die Beleuchtung ist, wenn nicht durchgängig, so doch vorwiegend pessimistisch. Der allerdings souveräne Humor zeigt grimmige, ja groteske Formen, er sticht mit scharfen Lanzen in ein zäh verflochtenes Gewebe dunkler Schicksalsfäden. Und immer wieder, und schließlich vollständig, wird er von der das bedeutende Werk durchdringenden und kennzeichnenden Düsternis besiegt.

Rechtfertigungen und Formen dieser Düsternis: das Land treibt dem Sonder-

*) Zürich, Rascher & Co., 1918.

bundskriege zu. Glaubenskämpfe müssen politischen Zwecken dienen. Die im Ustertag kundgegebene freiheitliche Volksbewegung flutet trübe zurück, um zwar im Rahmen des Werkes mit neuem Schwung wieder emporzusteigen; den Helden aber hat die Rückflut, der er sein Los und Glück anvertraut hat, ins Verderben gerissen. Warum ist das Verhängnis Bernhard Hirzels, Trostverlassenheit, unabänderlich? Er unternimmt seine entscheidende Lebenstat, die Führung des Zürichputsches, nicht aus den absoluten inneren Nötigungen, die ihn vor tragischem Zusammenbruch hätten bewahren können. Spricht der Dichter ihn von Fanatismus frei, so versagt er ihm auch jeden mystischen oder ekstatischen Zug. Er gehorcht, unbewußt allerdings, und wiewohl er unter Hochgefühlen aufflackert, auch selbstsüchtigen Motiven. Er dürstet nach öffentlicher Geltung, die ihm seine Vaterstadt, wie der Verbitterte es ansieht, ungerecht versagt hat. Er klammert sich an die Tatsache einer zum Teil also vermeintlichen Berufung und erhofft den Ruhm einer Tat, die ihm, kaum begonnen, zum Mißerfolg ausschlägt. Vollgewichtige Persönlichkeiten stehen im gegnerischen Lager Hirzels, und sie kommen wohl zur Geltung. Die feinen Köpfe und hohen Gestalten nahen in glänzendem Zuge und der vollen Freyschen Bildniskunst gemäß, und der „zornesbleiche Poet", der junge Gottfried Keller, läßt mit seinem am eidgenössischen Schützenfest vorgetragenen Liede der Freiheit Priesterschar als Vision und Versprechen besserer Zukunft über das Kampfgetümmel schweben. Doch der Vordergrund, die eigentliche Fülle und Breite der Ausmalung, ist philiströsen, dünkelhaften und gröblich streberischen Freiheitsaposteln gewährt. Vielleicht nicht irrtümlich ist dieser stark realistische, gewollt unpathetische Roman Freys zu bezeichnen als eine vom Chor der Aufgeregten burlesk begleitete Tragödie der Unzulänglichen. Hirzel ist der geistvolle Dilettant, und den vorsichtigen, tüchtigen, höchst bedachten Bluntschli entstellt ein kühler Zug.

Wie verbinden sich Anlage und Verhängnis des Freyschen Bernhard Hirzel? Er paßt nicht in seine Zeit, nicht für seinen Stand und nur halb für seine Sendung und Berufung zum Volksführer. Seine Verfolgerin, die Armut, niederzukämpfen, fehlt ihm die Umsicht und Vorsicht; empfindlich stolz, nur ein ruckweiser Kämpfer und dann verhängnisvoll unsicher, erliegt er ihr leicht. Ohne schuldig zu werden, wird er der Pein überlassen. Dämonen wohnen nicht in seiner Brust, doch als Schicksalsgewalten verfolgen sie ihn. Weder dämonisch, noch heroisch geartet, ja nicht ohne einen Zug von Pedanterie, stellt er ein grausam verfolgtes Temperament dar, das sich bis zum äußersten tapfer behauptet, nicht zuletzt auf Grund eines unzerstörbaren Zuges von Jugendlichkeit, einer so gewinnenden, als unglücklichen Illusions- und Täuschungsfähigkeit. In jeder Situation bleibt er aufrichtig, phrasenlos, impulsiv vertrauend, „unverborgen" und von natürlicher Haltung. Ein Leitmotiv seiner Tragik: mit seinem Freunde Bluntschli zum Ustertag schreitend, wird der Abkömmling des alten Hirzelgeschlechtes vom Geistergruß des Greifensees und seines Herrenschlosses wie von seiner Schicksalsstimme gewarnt. Fast mit Gewalt muß ihn, der an diesem Rastort der Vergangenheit weilen möchte, sein Freund zwingen, den rasselnden Leiterwagen der Politiker zu folgen. Auf den ruhsamen Waldstraßen seine Aussprachen über Sakuntala und Salomon Geßner weiterzuspinnen, wäre ihm lieber. Als Schnurrpfeifereien schätzt er ein, was ihm zum unerwünschten Lebensinhalt ausersehen ist und den verstiegenen Träumer zugrunde richten wird. Hirzel ist ein Optimist mit unglücklicher Hand, der sich mit Zeitpunkten vergreift, ideale Entschlüsse deplaziert und über Ziele hinausschießt. Gütig, doch ohne das Genie der Güte, dichterisch veranlagt und doch nicht fähig, sich aus seinem Pfäffikon ein Cleversulzbach zu machen, seiner Sehnsucht nach einem Lehrstuhl durch die Wahl seiner Wissenschaft (Sanskrit) entgegenarbeitend, gezwungen, seine geschulte und feine Eloquenz auf der Lebenshöhe in hitzige politische Formeln umzugießen, durch den Frieden der Natur nicht zu trösten, ist er das Urbild eines Menschen, dem nicht zu helfen ist. Unfähig zu wurzeln, wohin er verschlagen ist, ausgestoßen, wo er hin-

gehörte! „Wo sind," so fragt sich Pfarrer Hirzel auf einem von Fiebervisionen begleiteten nächtlichen Heimweg, „wo sind die Hoffnungen? Sie liegen in Scherben. Du warst ein zweckdienliches Werkzeug. Sobald die andern hatten, was sie begehrten, so schoben sie dich beiseite. Ja, es wäre ihnen gedient, du wärest gar nicht da. Wappne dich für die Einsamkeit, der du gewaltsam entrinnen wolltest. Mach dich gefaßt, auf deiner Landpfarrei angeschmiedet zu dulden, wie Prometheus auf dem öden Felsgebirge. Nicht ein Adler wird dir die Leber zerhacken, sondern eine Brut lausiger Zeitungsspatzen wird auf dich lospicken, daß du deines Lebens nicht mehr froh wirst. Ja, wenn du den Frieden hättest in deinen Wänden und die Liebe in deiner Kammer!"

Zum Schaden seiner Partei hat Hirzel seine Tat überhastet. Sie kehrt sich, wie auch sein Freund Bluntschli, von ihm ab. Im freisinnigen Lager ist er ohnehin verpönt. Uebereilt entsagt er seinem Pfarramt, um in der Vaterstadt nur Abwehr, Volksgericht und als Todesstoß seines mühsam bewahrten Selbstgefühls den Hohn der Studenten zu finden (Szene am Schützenfest).

Ein letztes Paradiesespförtchen scheint sich ihm mit der Liebe eines edeln Mädchens aus dem Volke noch aufzutun, doch kann sie ihm in der Fremde, wohin sie ihm folgt, nur noch Weggesellin zum Grabe werden.

Diese Maria ist ein Frauenbild von klassisch reiner Zeichnung. In ihre Gestalt, die erlösende Gestalt im Buche, fließt bis zur süßen Vollkommenheit, was den andern Helden an reiner Güte, an absoluter Selbsthingabe, an Leidenschaft der Treue und des Erbarmens vom Dichter versagt ist. Ihre Volkstümlichkeit ist lieblich geläutert und träumerisch durchblüht und gleicherzeit mit echten und eigenen Tönen festgehalten. Daß sie von Fahrenden abstammt — über ihrer Stirn lag noch ein Schatten der Wälder — von Heimatlosen ohne Herd und Recht, gehetzt und gejagt, ist ein feiner Zug der Erfindung. Wie ein Symbol seines Geschickes naht sie dem niederbrechenden Hirzel.

Vom Geiste Martin Distelis ergriffen, ohnehin mitten in dessen Stoffwelt stehend und mutmaßlich auch mit dem Wunsche, seinem Helden den ersten Rang zu wahren, versetzt er unter seine Gegenspieler aufgeblasene Gesellen, Widerwarte, Volksschmeichler mit ihren zänkischen Rivalen, auf deren Panier Schwulst und Phrase stehen. Der duldsame und vernünftige Pfarrer Morf muß zum mindesten ein unbeholfenes, linkisches Wesen zeigen. Daß der Chor der Aufgeregten die sprachliche Meisterschaft Freys lockte, ist begreiflich. Er ist ihm seiner Lust an der Metaphorik und der Kühnheit seiner Griffe ins schweizerisch mundartliche Sprachgut entsprechend gediehen. Die Bildkraft seiner Sprache wuchert, und wohl selten sind Vorwurf und Stichelrede, maßleidiger Angriff, derber Volksspaß, Pseudoschwung und Trompetenton der Rhetorik origineller formuliert und zum dichteren Dornenkranz der Volkslogik verflochten worden. Frey geht hier mitunter fast zu weit, und man kann in der grotesken, ja drastischen Haltung des Vortrags etwas Gezwungenes bemerken. Der Geist des Dialogs gipfelt in den Debatten zwischen Hirzel und dem meisterhaft mit ihm kontrastierten Bluntschli. Von der scharfen Kritik seines Freundes erkannt, von seiner überlegenen Einsicht aufgegeben, mit dem kühlen, wohlbedachten Rechner kontrastiert, wird Hirzel noch im besondern deutlich gemacht und zu seinen Gunsten hervorgehoben.

Wie ein zurückgedämmter Strom bricht, wo das Kampfgetöse verhallt, die lyrische Poesie hervor. Tatsächlich macht sich besonders in den Naturbildern ein auf dichterische Erlösung hindeutender, sehnlicher, ja leidenschaftlicher Zug der Schönheit fühlbar. Alle Kräfte des hervorragenden Landschafters spielen. Geist berät die Phantasie, neue Gleichnisse, Vermittler zauberischer Bildwirkungen, gehen, so diskret wie kühn, an die Grenze der Realistik. Die Herbst-, Wald- und Uferlandschaften, wo nicht Nebel- und Regengespinste die Helden mit den Grundfarben des Romans umgeben, sind nicht so symbolisch wie in der „Jungfer von Wattenwil"; eher treten sie mit quälenden und freudlosen Zuständen in Kontrast. Oder sie werden von dörflichem Frieden abend-

lich durchsonnt zu Trugbildern für den glücklosen Hirzel. Mitunter scheinen sie das Glück ihrer Traumfarben, ihrer purpurnen Siege über die Nebelhorden nur in ihrem eigenen Namen zu genießen, in stiller Flut zu spiegeln und mit bläulichen Waldhauchen einsam verströmen zu wollen. Kinderszenen bilden poetische Ruhepunkte der Handlung, wehmütig verschattet sind auch sie, und dann blaut mit ganz isolierten Lenzfarben ein Zürichseegartenidyll im Buche (4. Kap.). Daß der Unstern Hirzels sich dort schon meldet, tut der stilvollen Grazie des Interieurs mit den zwei rätselvollen, schmachtlockigen Schönen keinen Abbruch, es fügt die Szenen ganz einfach dem Charakter des nie beruhigten Buches ein. Wir haben zwei Konzentrationen der sich in „Bernhard Hirzel" so eindrücklich bekämpfenden Lichter und Schatten: Aus den „leuchtenden Schalen der Einsamkeit" (Schauplatz: die aus einem Nebelmeer tauchende, besonnte Uetlibergkuppe) empfangen Hirzel und Maria die letzte Glücksstunde in der Heimat. Die Nebelmeerbrandung schützt sie vor der Welt, während sie ihre dunkeln Gewalten mit mythisch mächtigem Ansturm symbolisiert. Im mitternächtigen Chor der Predigerkirche richten die Särge der im Zürichputsch Gefallenen ihren Vorwurf an eine vom Rausch des Tages betäubte und verwirrte Menge. Wichtige Schauplätze und Umstände, so die betürmte und winkelige Zürcher Altstadt, so das gespenstige Moorland, das der Held, wenn er gleich kein lyrischer Held ist, dem Schubertschen Wanderer vergleichbar durcheilt, so der Figurenreichtum seines Stoffes, drängen Frey zum Schwarzweiß. Auch bestimmen Nachtbilder den maßgebenden Eindruck des Werkes. Der Tag des Zürichputsches spielt sich hochdramatisch und niederländisch malerisch ab. Und doch wird er an Wirkung von der ihm vorausgehenden Nacht auf den Hügeln besiegt. Nicht nur daß hier die bittern Ironien des Dichters noch gedämpft auftreten und der Witz gezügelt ist, sondern und hauptsächlich um der wundervollen Lösung der Lichtprobleme und der tief aus der Heimaterde steigenden Stimmungsschauer willen. Unvergeßlich bleiben diese Fremdlinge unter den silbern geharnischten Helden der Freyschen Dichtung, diese braun wie Nacht und Scholle gewandeten Bauernscharen, die vor dem Hahnenschrei den frommen Gesängen unsichtbarer Vorhuten durch die Wälder nachschwanken, vorbei an dunkeln Gottesäckern und ernsten Kirchtürmen, den Abgeschiedenen — „Staub bei Staube ruht ihr nun" — den ahnungsvollen Gruß bietend.

Anna Fierz, Zürich.

Die schönsten Novellen der italienischen Renaissance.

Mit Kunstbeilage.

Italienische Renaissance! Ein strahlendes Leuchten liegt plötzlich auf der verdüsterten Welt. Die müden resignierten Gestalten wandeln sich. Goldfarbene und purpurne Gewänder rauschen durch die ambraduftenden Straßen — Petrarcas Gesänge schwingen in der Luft. Erlesene Menschen einer glänzenden Zeit, denen das Leben ein Kunstwerk war an Lust und Tragik, die rückhaltlos zustrebten dem letzten tödlichen Rausch des Glücks und dafür die höchsten Seelenkräfte hinwarfen, besiegen den zuckenden Tag. Auch in Dr. Walter Kellers schöner Sammlung von Renaissance-Novellen*) liegt dieses sieghafte Lächeln einer daseinsseligen Welt eingefangen — aber es ist durchweg das unwiderstehliche Lächeln des Kindes mit dem Pfeil. Die genial kühnen, alles erobernden Gesten typischer Vertreter berühmter Renaissancemenschen fehlen.

Mit dem lieben trauten Ton altbekannter Geschichten, „Es hatte einst ein König von Frankreich ein Töchterlein", werden uns in 31 Novellen die ewig jungen Gestalten einer von Eros ganz besonders beherrschten Welt vorgeführt. Romeo und Julia, Disdemona, Francesca da Rimini und wie jene unglücklich Glücklichen alle heißen, erzwingen von neuem bewundernde Teilnahme.

Liebe, nichts als Liebe — ernste, leidenschaftliche, freche Liebe hüllt uns in die berauschende Atmosphäre der Renaissancezeit, und zeigt uns ihre individuell entwickelte Frau, die, in der ihr eigenen, unbewußt anmutenden Gefährlichkeit, über sich selbst mit einer beinahe skrupellosen Souveränität verfügt.

Wenn Marie de France, die Dichterin des dreizehnten Jahrhunderts, empört über die

*) Dr. Walter Keller. Die schönsten Novellen der italienischen Renaissance. Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1918.